



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Die Herzogin von Praslin.

Paris, Anfang September.

Durch die Veröffentlichung der Actenstücke, Aussagen, Briefe und Tagebücher des Praslin'schen Drama's ist es endlich erlaubt, die innern Fäden des Geschehes, das über diese unglückliche Familie gekommen ist, klarer zu erfassen. „Ein grauenhaftes Geschieh — und ein furchtbares Unglück!“ — ist das stille Urtheil, das sich uns bei jedem Schritte weiter an diesen neuen Fäden, die endlich zu dem nächtlichen Mord führen, aufdrang.

Der Mörder hat sich selbst gerichtet, und wir sagen ruhig: von Rechtswegen! Wir würden ihn unbedingt verurtheilt haben, wenn uns der Beruf zugefallen wäre, sein Richter zu sein. Und dennoch drängte sich uns mit jeder Zeile weiter in den Briefen und Tagebüchern der unglücklichen Herzogin unabweisbar ein Gefühl des tiefsten Mitleidens für den Mörder auf. Wir sehen den dunkeln Geist, der diese unglückliche Frau beherrschte, und der zuletzt zum großen Theile all' ihr schreckliches Geschieh auf sie und die Ihrigen herabbeschwor.

Wir möchten hier nicht mißverstanden sein. Die arme, so tief unglückliche, so hart gestrafte Frau war eine edle Natur im vollen Sinne des Wortes. Sie liebte mit der höchsten Leidenschaft, sie betete zu Gott mit der höchsten Inbrunst, sie suchte Wohl zu thun mit der höchsten Zartheit. Und dennoch — und dennoch, es thut uns wehe, daß dies möglich ist — war sie eine Gattin, eine Mutter, die bei den guten und schlechten Eigenschaften eines schwachen und doch trogigen, eines guten und doch heftigen, eines vom Geschiehe, von seiner Familie, von seiner eignen Frau verwöhnten Mannes, das Unglück ihrer ganzen Familie veranlassen mußte. Das ist die Ueberzeugung, die sich uns bei der Durchlesung ihrer Herzenseergießung unabwendbar aufdrängte.

Die Herzogin v. Praslin war ein Frauentyp unserer Zeit, sie war eine „unverstandene“ Seele, und zwar, weil es unmöglich war, sie zu verstehen. Sie hatte die innere Unruhe, die leider in der Erziehung der meisten Frauen unserer Zeit liegt. Sie suchte ein Unmögliches auf Erden, ein Alltägliches in Romanen — die vollkommene Auflösung des geliebten Mannes in ihrer Liebe. Sie suchte und fand es nicht; sie glaubte es gefunden und verschertzt zu haben, so oft sie den Geliebten halbwegs verloren hatte; sie ahnte, daß sie sich selbst getäuscht, so oft sie ihn besaß.

Daher ein durchgreifender Widerspruch, der sich in die rührendsten Klagen ergießt, sobald ihr Mann sich von ihr entfernt, und der dann, so oft er sich ihr wieder nähert, ihr Herz ihm wieder verschließt. Das ist die Hauptursache des schrecklichen Geschickes, das über diese unglückliche Familie kam.

Der erste Brief der Herzogin aus dem Jahre 1841 — wahrscheinlich geschrieben, ehe Mademoiselle Deluzi als Hauslehrerin eintrat, jedenfalls lange, bevor sie irgend einen Einfluß auf den Herzog ausübte — ist in gewisser Beziehung ein offener Selbstanklageact der unglücklichen Herzogin. Sie sagt sehr klar: „Die Heftigkeit meiner Manieren (*la violence de mes manières*) hat Dir dieses Widerstreben, Dich mir mit Vertrauen zu nähern (*cette répugnance de l'épancher dans mon sein*) eingeflößt. — Du hast Furcht vor meinen verdächtigenden, herrschsüchtigen Manieren — — O, ich schwöre es, ich will nicht mehr suchen, das Uebergewicht über Dich zu erlangen. — — Du hast mich verlassen, weil Du fürchtest, daß ich Dich zu beherrschen suche. — — Ich werde Dich nicht mehr durch meine Eifersucht quälen, ich werde mir nicht mehr das Recht, Dir Vorwürfe zu machen und Rath zu ertheilen, anmaßen.“ — — Sie beruft sich dann auf „ein Herz, wie das Seinige,“ und mahnt ihn daran, „wie er ihr oft gesagt, daß sie, in dem Falle, wo er im Ernste böse gegen sie sei, ihm die Andenken ihrer Liebe in's Gedächtniß zurückrufen solle,“ — was sehr klar voraussetzt, daß der Herzog schon sehr oft auf dem Punkte gestanden, sich von seiner Frau abzuwenden, daß er diese Entwicklung vorherseh, fürchtete und ihr das Mittel andeutete, ihn zurückzuführen. — Sie mahnt ihn dann fortfahrend, an das Lob, das sein Vater ihm ertheilt, und setzt hinzu; „Ich war glücklich und stolz darauf, aber nicht überrascht, denn ich weiß seit Langem was Du werth bist.“ Sie rechnet auf seine Großmuth, und sagt: „Je größer mein Unrecht (*mes offenses*) ist, desto würdiger ist es eines Herzens wie Deines, zu verzeihen. — — Du, der Du mich so sehr geliebt hast, verzeihe — — wirf die Furcht ab, daß mein Charakter Deine Güte mißbrauchen werde — — Du sollst in Zukunft nur Sanftmuth und Trost bei mir finden, und nie mehr werde ich versuchen, Dir meine Ideen aufzudrängen.“ —

Das ist der Inhalt des ersten Briefes der Herzogin. Er beweist klar, daß ähnliche Erklärungen, daß Trennungen und Wiederausöhnungen sehr oft vorhergegangen waren. Man ahnt, daß diese Selbstanklage nicht die erste ist und auch, daß die Erfolge der vorhergehenden, die Ausöhnungen der beiden Gatten, stets wieder auf dieselben Klippen geriethen. Man ahnt, daß ein solcher Brief, nachdem er nöthig geworden, kaum noch viel nützen konnte. Es wird dies zur Gewißheit, wenn man weiß, daß der Herzog ein edler, ein guter, ein schwacher — und doch ein heftiger, reizbarer, stolzer, vom Geschick, seiner Familie und seiner eigenen Frau verzogener Mann, mit den gesellschaftlichen Tugenden und Lastern seines Standes und seiner Zeit behaftet war. Dieser Brief wurde nur nöthig, weil die Gefühle abgenutzt waren, die einst das Glück der beiden Gatten machten.

Der nächste Brief, der erste mit festem Datum, ist vom 21. Mai 1840. Er hat im wesentlichen denselben Ton. Der Brief ist nicht neu, wir hören, daß bereits seit drei Jahren die beiden Gatten sich fremd geblieben sind; und noch hier klagt sich die Herzogin ob ihrer *boutades d'emportement et d'aigreur* an. Im nächsten Briefe, 13. Januar 1842, tritt endlich die erste Anklage gegen die Hauslehrerin hervor, die sie eine leichtfertige Person ohne religiöse Grundsätze nennt, — nachdem sie zuvor zugegeben, daß sie „lange indolente und incapable gewesen, weil sie stets schwanger war.“ Diese *indolence* und *incapacité* war für den Herzog die Ursache geworden,

die Erziehung der Kinder vorzugsweise der Hauslehrerin anzuvertrauen. Es ist natürlich daß die Mutter diesen Vorzug sehr schmerzlich fühlen mußte, aber es ist nicht weniger natürlich, daß der Herzog, nachdem seine Liebe zu seiner Gattin abgenutzt war, er bei ihrer indolence und incapacité leicht zu dem gefaßten Entschlusse kommen konnte. In dem nächsten Briefe (24. Januar 1842), schildert die unglückliche, die edle und hochherzige Frau ihre Liebe zu ihrem Manne. „Ich habe Deine Gesellschafterin, Deine Freundin jeden Augenblickes sein, Deine Schmerzen, Deine Beschäftigungen, Deine Interessen, Deine Vergnügungen theilen, mich mit Dir und unsern Kindern beschäftigen wollen.“ Sie hatte gewiß die edelsten Absichten, aber jetzt mußten solche Erklärungen eher schaden als nützen. Und wirklich fanden sie ein kaltes Herz und prallten daran ab. Im nächsten Briefe erfahren wir, daß der Herzog sie zurückgewiesen und ihr gerathen, sich auswärts Banden und Freundschaften zu suchen.

Drei Tage später aber schreibt die Herzogin einen Brief (28. Januar), aus dem hervorgeht, daß der Herzog Tags vorher einen Versuch der Ausöhnung gemacht hatte. Sie schreibt: „Gestern Abend hast Du mich überhäuft mit Liebkosungen“ — — Und was war die Folge? Die Herzogin fährt fort: „Gestern hast Du mich mit Liebkosungen überhäuft — — zu meiner großen Verwunderung, ich muß es gestehen. Diesen Abend habe ich Dich gequält (tourmenté), daß Du in's Theater gehen solltest, Dich zu erheitern; Du hast mir gesagt, es sei zu spät. Dann gingst Du und nahmst einen kleinen Wagen, um alle Abende auszufahren — als ob wir keinen hätten, der Dir zu Gebote steht; Du hast das Ansehen, als ob Du fürchtestest, daß ich wisse, wohin Du gehst. Und in Wahrheit, was für Leute besuchst Du dann? Du gehst um 6 Uhr zu Fuß aus; zu welcher Art von Verbindungen kann man zu der Stunde gehen, zu Fuß gehen, noch beschmutzt von der Rückkunft aus der Pairstkammer, und wenn man weder Mutter, noch Schwester, noch Vater in Paris hat? Du bist böse über mich, wegen meiner humeur inégale; aber wenn Du dich an meine Stelle setztest, so würdest Du bald begreifen, was es ist ein solches Leben des Zweifels und des Verdachts; und wer würde keine haben in Mitten der Mysterien, die Dein Leben umgeben? Mein lieber Theobald, das heißt nicht leben. Soll ich denn stets in dieser vollkommenen Ungewißheit über Alles, was Dich angeht, bleiben?“ — —

Das ist der schwarze Geist. Er hatte sich ihr wieder genähert, sie mit Liebkosungen überhäuft, und das war die Art, wie sie den verlorenen Sohn empfing. Sie sagt: „Wenn Du, wie Du mich oft versicherst, vorziehst in Deinem Hause in vollkommenem Vertrauen und Intimität mit Deiner Frau zu leben, warum nimmst Du denn Gewohnheiten an, die eine solche Vereinigung unmöglich machen?“ Und dann geht es weiter, und sie grübelt, wohin er gehen könne, bis endlich dieser Brief schließt: „Ich liebe Dich, weil ich Dich durch den Adel und die Partheit Deiner Gefühle höher als alle Andern stelle, und dieser Gedanke verhindert mich zu glauben, was mir bei Andern als wahrscheinlich vorkommen könnte.“ —

Die nächsten Briefe bekunden, daß dieser Versuch der Ausöhnung vollkommen fehlgeschlagen, daß der Bruch nur immer größer wurde. Sehr bald kommt es zu scandälofen Scenen. Der Herzog kam in's Zimmer der Herzogin und zerbrach ihren Sonnenschirm, Tassen und dergleichen. Die Herzogin sieht darin eine Art Berechnung, um sie zu strafen und zu befehren. Sie ruft aus: „wenn's das ist, o dann liebt er mich noch!“ Sie erzählt, daß er ihr gesagt: er werde jedesmal kommen und Etwas zerbrechen, wenn sie Etwas bei ihm zerbrochen habe, und setzt hinzu: „Ein wunderlicher Calcül, da ich nichts zerbrochen hatte, in der Absicht, es zu zerbrechen; ich hatte

nur mit Gewalt die Thüre seines Zimmers öffnen wollen, als er den Niegel vorschob. Seit der Zeit hat er mir kalten Blutes gesagt, daß er so oft wieder anfangen werde, als mir dergleichen werde in den Sinn kommen."

In diesem Briefe sagt sie weiter: „Ich will sein Glück; aber so wie das Leben gestaltet ist, habe ich dasselbe, anstatt dazu beizutragen, zerstört, und ich leide hundertfaches Märtyrthum!"

Der nächste Brief ist vom 1. Mai 1842 und er beginnt: „Es ist klar, daß Theobald mir für ihn sehr große Avancen gemacht hat, er hat mir selbst wahre Anhänglichkeit und den lebendigsten Wunsch gezeigt, unsere Lebensweise zu ändern." — Und gleich wieder der schwarze Gedanke: „Aber will er auch in der That, wie er es mir gesagt, wenn ich mich dazu verstehen will — das sind seine Ausdrücke — ein ganz intimes Leben (une vie tout à fait intime) herstellen, und mir meine natürliche Stellung als Frau und als Mutter wiedergeben? Verstehen wir uns in dieser Beziehung? Begreift er vollkommen (très positivement), daß ich nicht glücklich sein kann, ohne sein unbegrenztes Vertrauen zu haben? Daß ich nicht zufrieden sein werde, ohne in die Stellung meines Plazes als Maitresse de la maison, und vor allem als Wächterin und Leiterin der Erziehung meiner Kinder wieder einzutreten? Wird er das zugeben? Wird er je wagen es der Mademoiselle Deluzi zu befehlen? Ich bezweifle es!" u. s. w. „Ueberdies hat er mir das Porzellan nicht wieder gegeben, das er mir genommen hat. Was hat er damit gemacht? Hat er es noch? Im Herzen glaube ich's, aber wird er mir es auch wiedergeben? Es liegt darin eine Welt von Wenn's. Er hat mir kein Wort der Reue darüber gesagt, daß er mir etwas zerbrochen hat; er lächelt, wenn ich davon rede. Ich habe große Lust zu glauben, daß es nur ein vorgepiegelter Zorn war. Es ist klar, daß er Lust hat uns auszuföhnen. Nie habe ich so sehr an seinem guten Willen in dieser Beziehung geglaubt. Wird man ihn aber gewähren lassen? Ich fürchte sehr, daß er noch allerlei Sachen thun wird, denen gegenüber ich mich noch nicht passiv bedauernd verhalten kann!"

Nur zu natürlich, der Versuch mißlang.

Der nächste Brief, 6. Mai, zeigt uns denselben dunkeln Faden, nur klarer. Sie sagt: „Indem ich mich dieser Leidenschaft hingab, wurde ich Egoist; ich dachte nur daran, dieses Bedürfnis meines Herzens zu befriedigen. Ich habe vergessen, daß es andere Pflichten gibt, die in jeder Stellung ihre heiligen Rechte behalten. Oft und lange habe ich mein Gewissen, meine religiösen Pflichten, meine Kinder, dem Wunsche geopfert, Theobald nicht zu verlassen und mir um jeden Preis seine Gefühle (tendresse) zu sichern." — Und sie erräth die Folgen, wenn sie sagt: „Und nun glaubt er, daß ich nur aus Theilnahmslosigkeit meine Rechte und meine Pflichten gegen meine Kinder aufgegeben habe, und entzieht sie mir vollkommen." In größtem Kummer ruft sie aus edlem Herzen: „O großer Gott! verzeihe ihm, denn er hat geglaubt, daß die, die aus persönlichem Interesse ihren Kindern entsagte, ihrer nicht mehr würdig sei."

Sie sieht nun, daß die letzte Spur von Anhänglichkeit im Herzen ihres Mannes erloschen, und hält dann eine Art Ueberschau der ehemaligen Tugenden dieses Herzens: „Er war so wahr — er war so rein — seine Manieren so ernst, so würdig, seine Rede so voller Gracie, bekundete die beste Gesellschaft." — Das ist nun Alles anders. „Du bist nicht mehr Du selbst, Du bist nicht mehr der, den ich liebte." Das ist ein neuer Uebergang. Die Liebe erlöschte in ihrem Herzen; aber noch sagt sie:

„Theobald, Du bist für mich nicht mehr der beste der Menschen; mich ausgenommen, bist Du es für Alle.“

Der nächste Brief (12. Mai 1842) zeigt, daß sie es mit der Mademoiselle Deluzi zu einer schimpflichen Erklärung hatte bringen wollen, und daß sie nur solche à la suite d'un emportement gehabt hatte, und daß sie viel zufriedener mit ihr gewesen, als sie vorausgesetzt. Das verhindert nicht, daß sie im nächsten Briefe wieder nach den äußern Einflüssen forschet, die das Herz ihres Mannes, so gut, so theilnehmend, so grade, so ehrbar, vergiftet haben könnten. — In diesem Briefe ruft sie aus: „Ja, ich bin verrückt, oft wahnsinnig; aber — das ist Deine Schuld, Theobald!“ u. s. w. In diesem Briefe ist eine weitere Aeußerung, die wir ohne weitere Bemerkung lassen. Die unglückliche Herzogin sagt: „Seit Du keine Kinder mehr haben willst, glaubst Du dich befreit von allen zarten Gefühlen, allen Vorsorgen, allen Rücksichten für mich. Ich war also nur eine Maschine.“ —

In den letzten Briefen kommt endlich die Trennung zur Sprache. Erst will die Herzogin reisen, dann sich trennen. Aber es scheint, als ob der Herzog dies nicht gewollt. Die „Familie“ würde dadurch entehrt worden sein. Es scheint ein neues Mittel der Beruhigung versucht worden zu sein. Der Herzog reist und ein Theil der Kinder bleibt bei der Herzogin, die dann der Mademoiselle Deluzi einen sehr freundlichen Brief schreibt, und erklärt, daß sie bonne ménage mit ihren Kleinen mache. Ein weiterer Brief der Herzogin vom 1. Jan. 1847 bekundet, daß die Hauslehrerin ihr ein Geschenk geschickt, und die Herzogin sich dessen sehr freut. Der Brief enthielt die schönsten Gefühle und Lehren, um den zukünftigen Frieden zu sichern. Der nächste Brief aber (15. Juni 1847) bekundet, daß dieser Friede nicht Stich gehalten, daß der Marschal Sebastiani sich in's Mittel gelegt, und die Hauslehrerin auf die Anklage mit dem Herzog in ehebrecherischem Umgange zu leben, das Haus verlassen mußte.

So fiel das Hinderniß weg, so trat eine materielle Annäherung ein. Und der nächste Brief der Herzogin ist dann wieder voller Zweifel, voller Fragen: „Großer Gott, welche Zukunft steht mir bevor. Wie böse er ist. Man sollte glauben, daß nicht er der Schulbige ist!“ — — „Er wird sich an mir rächen, Tag für Tag, Stunde für Stunde, Minute für Minute. — — Wie verändert er ist, stets traurig, stets stille. — — Es scheint mir, daß er nicht mehr derselbe Mensch ist, er war besser sonst“ 2c. Endlich der letzte Brief, den die unglückliche Frau hinterlassen hatte. Sie waren vereinigt im Schlosse von Braslin, aber — nicht der Art, um ihr Herz vollkommen zu schließen! Aermal sagt sie: „Das ist nicht mehr derselbe Mensch; wie sein Geist erloschen und sein Herz zusammengeschrumpft ist. Wie grübelnd, gelangweilt, reizbar er geworden. Nichts belebt ihn, nichts interessirt ihn, nichts regt ihn an; kein edler, leidenschaftlicher, enthusiastischer Gedanke lebt mehr in ihm. — — Er sucht die Gesellschaft von Hauslehrerinnen, er ist ihr dienender Cavalier, er wird ihr Slave. — — Aber was merkwürdig ist, ich bin überzeugt, er glaubt fest, daß ich aus Liebe und Eifersucht die Entfernung der Mademoiselle Deluzi forderte. — — Aber un homme à terre, ein gewöhnlicher Mensch, den liebt man nur wenn er gut, wenn er gerecht, wenn er gewissenhaft ist und Euch das Leben angenehm macht. — — Und doch weiß ich nicht, ob er mich im Innersten seines Herzens nicht den Weibern vorzieht, die er verachtet und fürchtet; und o — ich, ich habe seiner satt (je suis desenchanté de lui). Er wird gegen mich jetzt stets böse sein, er fühlt sein Unrecht zu sehr, er ist nachtragend und wird nie begreifen, daß ich vergeben und vergessen kann. — — Unsere Stellung ist sehr bizarr und traurig; während er den Vergnü-

gungen nachgelaufen, wurde ich derselben vollkommen entwöhnt. Er fand Genüsse und keine Liebe. Meine Liebe ist in Thränen erlöschet und ich habe nicht . . . *); was bei dem Einen abgenutzt ist, hat sich bei dem Andern vielleicht erhalten und umgekehrt . . . Wie wird das enden? — — Er wird mich stets fliehen, weil er sein Unrecht fühlt, und ich, ich werde ihn wenig aussuchen und nur aus Pflicht für meine Kinder. Ein Gefühl der Scham wird mich stets verhindern, einem Manne, selbst einem Gatten Avancen zu machen, wenn ich an meiner Liebe zu ihm zweifle, und wenn ich fühle, daß andere Ideen, so viele Jahre unterdrückt, mich rascher in seine Arme treiben würden als mein Herz!“ —

Ein Gebet zu Gott schließt diesen Brief. *Seigneur secourez moi!* Es war der letzte, in jener Gedankenreihe ist die letzte Spur der unheilvollen Frau. Sie steht einem andern Richter gegenüber, und er wird ihr verzeihen.

Unsere Zeit und unsere Gesellschaft aber kann viel aus diesem Drama lernen. Es ist Unfuss über Verschlechterung der höhern Gesellschaft zu schreiben, weil ein Herzog seine Frau ermordet. Der Faden, den wir angedeutet, zeigt auf feinere Seelenverhältnisse hin, die freilich in unserer ganzen Gesammterziehung mitbegründet sind, die aber deswegen nicht weniger vorerst und vor Allem den Individualitäten zu Last gelegt werden müssen. Die Individuen? — vor unserm strengen, kalten Menschenurtheile, das Blut für Blut fordert. Ein höherer Richter wird abwägen, was das Unglück, das Geschick, die Verhältnisse, Mißverständnisse und Menschenblindheit mit zu verantworten haben. Gläubigere Herzen würden hier für beide, das Opfer und den Opfernden, mit gleicher Inbrunst beten: „Herr vergib ihnen, denn sie wußten nicht was sie thaten!“

J. — y.

II.

Aus London.

Die Fremden in London. — Warnung für Deutsche. — Freiligrath. — Andersen. — 36 neue Kirchen auf ein Mal. — Neue Art von Strafe. — Folgen der Eisenbahnbauten.

Der Herzog von Braunschweig sagt in der letzten Nummer der Londoner Zeitung: nur in Paris und London werde das Schicksal Europa's entschieden. Wie sehr muß man da bedauern, daß das Individuum nicht gleichfalls vor diesen Richterstuhl gestellt werde! Hier mengt man sich nicht in die Angelegenheiten von Personen; man fragt nicht nach den Pässen der Fremden, man spürt ihnen nicht nach, man zieht sie nicht ein, man richtet sie nicht. Hier sind sie frei, und ihre Vergangenheit gehört nur ihnen selbst an; hier können sie reden, denken, schreiben und unternehmen was sie wollen, und Alles ist dem Staate recht, sobald die Gesetze desselben unverletzt bleiben. Das ist der Reiz, den der britische Boden für jede individuelle Natur hat, und darum findet sich hier ein kleiner Zusammenfluß von Ausgewanderten aus allen civilisirten Ländern, die sich etwas zu denken erlaubt, was in ihrem Lande nicht Mode gewesen; und so wie sie diesen Gedanken Worte geliehen, waren sie der Strafe des Gesetzes verfallen. In diesen Hafen der Freiheit eingelaufen, brauchen sie ihrer Zunge nicht mehr zu gebieten, und die Feder mag dem Fluge des Gedankens folgen; — aber das Herz hängt an der Heimath, und tausend Bande fesseln es an dieselbe und — von Gedanken lebt

*) Diese Punkte sind im Original.

der Mensch schlecht. — Leider aber kommt oft ein Gefolge von Sorgen und Noth, und wen auch sonst nichts heugen konnte, der wird doch der Knecht seines — Mangens. — Darum sollte Niemand England suchen, der auch zugleich sein Brot suchen muß; — in den Wäldern Canada's mag der Mann arbeiten, oder in Neu-Holland die Schafe hüten, ohne dadurch seiner Würde als Mensch zu nahe zu treten; — in England aber muß er als Suchender dieselbe einbüßen und öfters mehr. London ist seit lange zu einer Wabstätt geworden, auf der der bessere Mensch sein Talent und seine Geisteskräfte zu Grabe trägt. Eine Lind, eine Elsler, ein List mögen hier ihre Siegeskränze winden; aber der Bürger eines andern Staates, oder der blos gebildete Mensch wird hier in ein Nichts versinken, das in London fürchterlich ist. Man wird sich auf dem Continente nie einen Begriff davon machen, was ein Fremder fühlt, wenn er sich in dieser großen Metropole einzeln und wie verloren hingestellt sieht, und Niemand daran denkt etwas für ihn zu thun, eben weil Jeder gewohnt ist nur auf sich selbst zu rechnen, und die Zeit fehlt ein Mehreres zu beschaffen. Ein Gefühl entsetzlichen Verlassenseins überfällt ihn darin, das ihn entweder anspornt zu einer nie gekannten Thatkraft, oder ihn in gänzliche Muthlosigkeit versinken läßt. — Beispiele von Beiden findet man täglich — ja überhaupt der Beispiele aller Art so viele und so verschiedenartige, daß man dem Wunsche nicht widerstehen kann: es möchten nur recht wenige Deutsche ihren Weg hierher nehmen. Was auch ihre Noth, ihre Sorge, ihr Glend im Vaterlande sein möge; — hier finden sie von allem das doppelte, und mehr. — Aber sie sagen es nicht öffentlich, wie sehr sie sich verrechnet hatten, und das ist ein Fehler, den sie ablegen sollten, damit andere wenigstens gewarnt in ihre Fußstapfen treten möchten.

Freiligrath ist seines Exils auch herzlich satt, eben weil es ihn zu einem Broterwerb nöthigt, gegen den sich die Natur eines Dichters mit aller Gewalt sträubt. Er ist seit längerer Zeit schon sehr niedergeschlagen gewesen, so daß seine Freunde gefürchtet haben, die Prüfung möge seiner Standhaftigkeit zu hart fallen. Dazu ist seine Frau leidend, was natürlich seinen häuslichen Horizont noch mehr umdüstert und ihn der Zukunft mit banger Sorge entgegenblicken läßt.

Anderfen ist der Königin indessen nachgezogen und hat Hoffnung, sich einmal in ihrem Anblick sonnen zu können. Eine große Aussicht für die dänische Nachtigall! — Buckingham-Palast wird erweitert; — das Parlament hat 20,000 Pfd. St. bewilligt, eine neue Fagade zu errichten, die das Ganze eben nicht verschönern wird. Auch soll man die Bewilligung schon bereuen. Doch bleibt immer das Gute dabei, daß die Proletarier Arbeit finden. Vielleicht hat man auch deshalb allein beschlossen 36 neue Kirchen zu bauen, und noch außerdem die Pläne zu 24 anderen zur Ansicht eingefordert. Im letzten Jahre sind nur 21 errichtet worden, wahrscheinlich ist es in Folge der Noth, daß man auf dies Mittel gesonnen, Arbeitern Brot zu verschaffen — es sei denn, daß die Kirchen künftig noch einem andern Zwecke zu dienen bestimmt wären, nämlich als eine Art Strafanstalten. Man nimmt dies an, indem die Richter in Bristol einen Mann, Namens Henry Evans, verdammt haben, Sonntag den 22. August öffentlich in der Kirche in einem weißen Strafhemde Buße zu thun, weil er schuldig gefunden zwei Frauen zu besitzen! Da nun außer dem Verbrechen der Doppelzähl häufig das entgegengesetzte Uebel vorkommt, daß eine schon zu viel und daß diese darum aus dem Wege geräumt wird und — vice versa — so kann man vermuthen, daß die Kirche sich wieder mit der Regulirung ehelicher Zwiste befassen wolle und in ihren geheiligten Räumen durch Ausstellung der Missethäter einen Abscheu gegen die Misse-

that hervorzurufen gedenkt. — Ob dies gelingen werde, steht in Frage; gewiß aber ist es, daß die Sache furchtbar einreißt. Fast kein Tag vergeht, wo nicht ein Mann seine Frau, oder die Frau den Mann ermordet. Und oft auf eine recht erfinderisch grausame Weise! Neulich fiel es einer solchen Hebe ein ihren Ganymed im Schlafe an den Bettpfosten festzubinden, und nachdem sie ihn auf die Art wohlgesichert, mit kochendem Wasser zu begießen. — Sir Robert Peel hat leztthin in der Bibel-Gesellschaft in Tamworth darauf aufmerksam gemacht: daß durch die Eisenbahnen eine Klasse von Menschen heranreise, deren physische Kraft durch ihre harte Arbeit in der freien Luft auf das höchste ausgebildet werde, während die moralische eine Null sei, weil es ihnen an aller Erziehung fehle; die geringste Veranlassung, ein Augenblick der Leidenschaft reiche daher hin, diese rohen Naturen sich selbst vergessen zu machen und zu jeder Sünde und jedem Verbrechen zu reizen. Die Kirche soll in Zeiten hierauf wachsam sein. Die gute alte Kirche hat aber noch nie viel für das Volk gethan und versteht eigentlich weiter nichts, als sich mit neuen Bischöfen zu versehen; — eine National-Erziehung würde wesentlich wirken, wenn England einmal damit zu Stande kommen könnte.

Amely.

III.

Aus Wien.

Reisende Schriftsteller. — Frau von Bacheracht und Miß Trollop. — Gerücht, daß der Fürst Metternich nach Italien geht. — Wiesner's „Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur.“

Wien erfreut sich in diesem Sommer des Besuches ausgezeichnete literarischer Persönlichkeiten. Kaum hat uns Dahlmann verlassen, werden wir von Jacob Grimm begrüßt. Ersterer widmete seinen ganzen kurzen Aufenthalt bloß der Besichtigung unserer Kunstschätze und der schönen Umgebungen; letzterer studirt mit anhaltendem Fleiße Manuscripte auf der Hofbibliothek, deren sie 16,000 Stück besitzt. Wer wird dieses literarische Pompeji ausgraben und bewältigen?

Frau Therese von Bacheracht — die sich ebenfalls seit 14 Tagen hier befindet, lebt größtentheils in diplomatischen Kreisen, wurde vom Fürsten Staatskanzler zu Tische gebeten, einer Ehre, die nur Schriftstellerinnen vorbehalten scheint. Wie käme es sonst, daß ein Cobden, Dahlmann, Grimm von den höhern Kreisen unbeachtet sich an die gesunden Plebejer halten und von diesen Huldigungen empfangen müssen? Man erinnert sich noch der vor Jahren hier anwesenden Miß Trollop, der englischen Waschfrau, die in Kreisen mit offenen Armen aufgenommen wurde, wo eine literarische Notabilität, vorzüglich wenn sie eine inländische ist, nach langem Antichambrieren zu flüchtiger Audienz stehend empfangen wird! Ich sah Frau von Bacheracht im Salon des russischen Grafen M. ohne mich ihr vorstellen zu lassen. Um so unbefangener konnte ich ihr Benehmen beobachten; sie ist eine Dame von feinem Weltton, die ebenso lebenswürdig als behaglich in aristokratischen Kreisen erscheint, und ihre im Umgange mit geistreichen Männern und auf Reisen gewonnene Erfahrung im Gespräche durchschimmern läßt. Sie erzählte viel vom Fürsten und der Fürstin M.; — doch das werden Sie wahrscheinlich in einem nächstens erscheinenden Buche bei Bieweg oder Brockhaus zu lesen bekommen.

Vor einigen Tagen verließ uns der geistreiche Verfasser des eben erschienenen Buches „Ganganelli und seine Zeit“; er ist vom Könige von Preußen nach Venedig be-

rufen, um mit seinem reichen Detailwissen über italienische Kunst und Geschichte zur Hand zu sein. In den nächsten Tagen begibt sich, geheimnißvollen Andeutungen in diplomatischen Kreisen zu Folge, der Fürst Metternich nach Venedig, um — der Naturforscher-Versammlung anzuwohnen! Man glaubt übrigens, daß die Versammlung, der Naturforscher nämlich, nicht sehr zahlreich werden wird, indem die Gelehrten aus den angrenzenden Staaten Italiens unter den jetzigen Zeitverhältnissen vielleicht mehr zu politischen als zu physikalischen Untersuchungen aufgelegt sein dürften. — Dr. Adolph Wiesner's „Denkwürdigkeiten der östr. Censur“ sind hier eingetroffen und erregen verdiente Aufmerksamkeit. Niemand, der nur irgendwie in einer Beziehung zur Censur steht, oder an geistiger Entwicklung Theil nimmt, kann dieses Buch unbeachtet lassen. Was sehr an demselben zu rühmen, ist, daß es sine ira aber „cum studio“ geschrieben ist und nichts enthält, was einen die Feinde des freien Wortes so gerne als Scandallust oder Buchmacherei bezeichnen. Der Verfasser hat sich ausschließlich historisch und thatsächlich gehalten. Die oberste Censurbehörde hat dies befreit, freilich in ihrer Weise, anerkannt und das Buch mit einem — *Damnatur* beehrt.

IV.

Aus Prag.

Sehr bewegte Landtagsverhandlungen am 30. August.

Es ist Jagenszeit! — Alles wird friedlich ablaufen, sagten wir jüngst, — und waren im Irrthum, als wir dies sagten. Es ist Jagenszeit, doch die Herren Stände verfolgen edleres Wild, sie verfolgen ihre beinahe verlorenen Rechte und verfolgten sie heute mit unerwartetem Eifer. Der Beschluß heutiger Sitzung fiel dahin aus, daß Stände auf vorläufiger Nichtgewährung jener nicht postulirten 50,000 Fl. beharren, ein Beschluß, ganz harmlos an sich, und doch einen Abschnitt bildend in der Entwicklungsgeschichte des Ständelebens; denn kein Lebender erinnert sich, daß einem direct befehlenden, beinahe drohenden Erlasse des Königs wiederholte Ablehnung gefolgt wäre.

Im vorigen Jahre beschränkten sich die Stände, die *quaestio quo modo* zu behandeln; dies Jahr war man zur *quaestio an*, der wichtigeren übergegangen, ein Kleines zwar, doch zur Wahrung des verfassungsmäßigen Prinzips. Also zur Sache:

Die Sitzung ward mit Ablefung des an die Landtagscommissarien gerichteten königlichen Rescripts eröffnet, welches die Antwort bildet auf die erste ablehnende Landtagschrift vom Monat Mai. Das Rescript besagt: „Ihr — Landtagscommissarien — habt den Ständen zu bedeuten, daß Wir mit Befremden die von Ihnen unternommene unstatthafte Auscheidung des in dem Steuerpostulate begehrten, bereits durch zwei Jahre unbeanstandeten Zuschusses in Ansehung der städtischen Criminalkosten wahrgenommen haben, und daher auf der ganzen vom Lande für das Verwaltungsjahr 1848 geforderten Steuersumme zu beharren finden. Insofern aber die Stände hinsichtlich der Art der Repartition jener Kosten, Einwendungen zu machen haben, habt Ihr sie auf unsere a. h. Entschliefung vom 8. Juli 1845 zu verweisen, in Folge welcher es ihnen zugestanden wurde, und noch zustehet, die, ihrer Meinung nach entsprechenden Vertheilungsmodalitäten, jedoch abgesehen von der Postulatenerklärung, in Vortrag zu bringen, wobei wir uns versehen, daß die Stände nun ohne allen wei-

teren Verzug zur bereitwilligen Annahme des Steuerpostulates so wie zur Repartition, sohin aber auch zum Landtagschlusse schreiten werden."

Tief war der Eindruck dieses Rescriptes, dessen eigentlicher Sinn, um richtig aufgefaßt zu werden, die Notiz voraussetzt, daß Stände die vorläufige Ablehnung jener 50,000 Fl. mit der Bemerkung motivirten, sie müßten pflichtmäßig genaue Kenntniß von der Verwendungsweise wünschen, weil die Criminalrechtspflege allen Landeseinwohnern zu Gute komme, ihre Kosten also nicht wohl dem Angeseffenen allein zur Last gehen können; und eben so wichtig ist die Notiz, daß Ständen außer dem Postulatenlandtage nur das Recht unterthänigster Bitte zustehet, in welchem Sinne also die Auslegung des Rescriptes zu interpretiren ist.

Nachdem der Vorstehende, die Zustimmung der Herren Stände gleichsam voraussetzend, die im Sinne des Rescriptes bereits entworfenen Formeln des Landtagschlusses hatte ablesen lassen, sprach sich Unzufriedenheit und Unmuth unverholen aus. Fürst Auerberg, Graf Franz Thun Vater, Graf Erwin Rostig, Graf Wurmbrand, Graf Friedrich Deyn, Graf Albert Rostig wiesen in lebhafter Rede nach, durch den Sinn und die Tendenz des Rescriptes werde das innerste Leben der beschwornen, verbrieften Verfassung angetastet und gestört, es werde die pflichtmäßig und im Landesinteresse gemachte Anfrage über die Verwendung jener 50,000 Fl. als ein befremdender, unstatthafter Vorgang bezeichnet, während sich die Stände doch loyal in verfassungsgemäßer Sphäre bewegt hatten, es werde unter Anordnung unbedingter Annahme alles Uebrige aus der Postulatenverhandlung gedrängt und auf die bloße Bitte verwiesen, während doch die Verhandlung über die Frage an in ihrem Wesen genaue Vorlagen über die Verwendung voraussetze. Graf Deyn wies in umständlichem Vortrage die seit Anno 1627 von den Ständen beschlossenen Postulatabminderungen, so wie die den Ständen gegen Bewilligung des Postulates gemachten Zugeständnisse mit Aufzählung der Landtagschlüsse nach, um das Prinzip mit Glück zu vertheidigen, zu retten. Graf Albert Rostig sprach sich in schwunghaft begeisterter Rede im selben Sinne aus, und brachte fest in Antrag, Stände müßten, zur Wahrung der letzten Verfassungsreste, zur Wahrung ihrer Ehre, zur Wahrung der Landesinteressen, auf die frühere, loyal motivirte Ablehnung zurück kommen, und in einer wiederholten Landtagschrift Sr. Majestät diesen Entschluß rechtfertigend zur Kenntniß bringen, und es sei der Kanzleidirector zu verpflichten, den Entwurf solcher Landtagschrift binnen 24 Stunden zur Berathung vorzulegen.

Diese größtentheils improvisirten Vorträge hatten die Versammlung in sehr potenzierte Stimmung versetzt, gegenüber welcher die im Regierungsinteresse versuchten Vorträge Sr. Excellenz Herrn Leopold Grafen von Thun, Obersthoflehrrichters, des Herrn Maximilian Inigo Freiherrn von Ehrenburg, emeritirten k. k. Praktikanten, und des Herrn Appellationsrathes und Bürgermeisters Ritter von Müller, wenig Anklang finden konnten. Graf Leopold Thun, ständische Rechte deducirend und anerkennend, sprach dennoch für Annahme aus Loyalitätsrückichten; Ritter von Müller, die Klüge im Rescripte, den Ausdruck „unstatthaft“, wie die Verweisung der Verhandlungen aus der Postulatendebate ignorirend, glaubte in dem Rescripte eine Anerkennung ständischer Prärogative zu entwickeln, Freiherr von Ehrenburg hielt die fortgesetzte Verweigerung für verfassungswidrig, weil im Artikel A. V. der Landesordnung der König sich versehe, man werde die Steuern nicht unbillig verweigern; nun seien aber jene nicht postulirten 50,000 Fl. unstreitig im Lande vorhanden, folglich sei es unbillig, nach A. V. dieselben dennoch zu verweigern!!! — Herbart und Hegel sind Schuljungen im Vergleich so schlagender Folgerungsbeweise!

Graf Deym, von Vielen unterstützt, widerlegte Bürgermeister Müller und Grafen L. Thun. Ständische Loyalität, sagte er, könne nur in verfassungsmäßiger Haltung sich bewähren, nur diese Loyalität und Pflichttreue könne Sr. Majestät angenehm und wohlgefällig erscheinen; durch ein Verlassen der verfassungsmäßigen Pflicht würden die Stände der Mißliebigkeit, ja selbst der Verachtung Seitens des geliebten Königs sich bloßstellen, auch sei das vorliegende Rescript wohl nur ungenauen Vorlagen, welche Sr. Majestät Rathgeber gegen die Verfassung gemacht, entsprossen, keineswegs aber dem Herzen des edlen, geliebten Monarchen. Eine drastische Apostrophe gegen diese Rathgeber machte eingreifenden Effect in verschiedenem Sinne.

Baron Ehrenburg's Handschuh blieb unaufgehoben, der Kanzleidiener wird ihn nach der Sitzung gefunden haben.

Die Debatte war geschlossen, der vorsitzende Regierungspräsident resumirte die Anträge und meinte seine eigene Ansicht dabei aussprechen zu sollen, daß Stände, welche in dem königlichen Rescripte eine wohlmeinende väterliche Warnung erblicken mögen, sich durch fernere Beanständung des Postulates der höchsten Ungnade Sr. Majestät und ihren Folgen aussetzen würden.

Bedeutende Aufregung ward bemerkbar, Graf Deym verlangte das Wort, das ihm der Vorsitzende verweigern wollte, weil die Debatte geschlossen sei; ihm ward erwidert, er habe nicht bloß resumirt, sondern die Debatte selber fortgesetzt und die Boten durch jene Drohung zu influenziren gesucht. Graf Deym bemerkte, er müsse es Jedem anheingeben im Gedränge zweifacher Verpflichtung, Ansichten gegen eigene bessere Ueberzeugung erfolglos zu vertheidigen, doch könne die vom Vorsitzer ausgesprochene Drohung mit Ungnade nicht schweigsam hingenommen werden; der Vorsitzende möge erklären, ob er diese Ansicht und Drohung als seine Privatmeinung, als Privatmann und Landstand, oder in seiner officiellen Eigenschaft als Regierungspräsident ausgesprochen habe.

Der Vorsitzende erklärte von seiner officiellen Mission niemals abstrahiren zu können, und Graf Deym motivirend, er wolle sich einem eventuellen Hochverrathsprozesse nicht aussetzen, protestirte zu Protokoll gegen jene Drohung und ihren officiellen Charakter. Dieser Protestation schlossen sich vierundzwanzig Herren und Ritter an, nur Graf Johann Carl Lazansky blieb ruhig sitzen, erklärend, er fühle Muth und Kraft in sich, im Gefühle erfüllter Pflicht jener Drohung wie ihren Folgen die Spitze zu bieten. (Große Aufregung). Die Abstimmung erfolgte; — mit 26 gegen 10 Stimmen ward beschlossen, nach Antrag des Grafen Albert Rostiz mit Benützung der Motive gräßlich Deym'schen Antrages, eine neuerliche Diätalschrift an Se. Majestät zu richten, und den ablehnenden Maibeschluß mit Berufung auf die Verfassung zu rechtfertigen.

Drei Prälaten, vier Bürger, i. e. Bürgermeister, Vicebürgermeister und zwei Räte — Fürst Schönburg, Graf Leopold Thun — und Freiherr von Ehrenburg bildeten die Minorität; einige Nebenfragen über die Form der Landtagschrift wurden votirt, und die Sitzung für morgen vertagt, nachdem gleichzeitig beschlossen worden, der Landesausschuß sei zu ermächtigen, die postulirte Steuer nur abzüglich jener 50,000 Fl. zu repartiren und einheben zu lassen.

Wir enthalten uns vorschnellen Urtheils über das erzählte wichtige Factum, wir behalten unsere Vermuthungen über seine möglichen Consequenzen in petto; daß zwischen dem vorjährigen Landtagschluß und heutiger Ständesitzung die preussischen Landtagsverhandlungen fielen, war nicht ohne Wirkung, *Exempla trahunt*; daß Baron Ehrenburg's Umgebung ihre Belohnung findet, wie die eines Prälaten durch das Lemberger Pallium schon im Voraus gelohnt worden, ist immerhin möglich; doch auch ernste

dauernde Folgen sind in Aussicht, denn das Selbstbewußtsein, politische Thatkraft des Ständekörpers ist erwacht, Vorwärtsschreiten auch des Mutterlandes wird folgen müssen.

S. S.

V.

Aus Hamburg.

Die neue Pestalozzi-Stiftung. — Die Frauen als Werber. — Dieferweg. — Eine Annonce. — Ein Gaunerstückchen.

Die hundertjährige Geburtsfeier Pestalozzi's, der sein ganzes Leben der Volks-erziehung gewidmet, ja man darf sagen, geopfert hat, — erweckte bei Mehreren, die sich mit Recht zu den Jüngern des schweizerischen Propheten zählen dürfen, die menschenfreundliche Idee, dem Meister nachahmend, für einen Theil der verwahrloseten Kinder in unserer niederen Volksklasse eine Anstalt zu gründen, die ihre Zöglinge nach Pestalozzi's Grundsätzen unterrichten und leiten soll. Mit ganz besonderer Liebe ward diese Idee von einem unserer trefflichsten Jugendlehrer, dem Dr. Dettmer, gehegt und gepflegt; da derselbe Mann zugleich zu unsern beliebtesten Kanzelrednern gehört, außerdem aber Meister ist vom Stuhle der Loge „Zur Brudertreue an der Elbe“ (1845 gestiftet) so konnte es dem Wackern nicht fehlen, seiner guten Idee auch in solchen Kreisen Anklang zu verschaffen. Mit Eifer und Umsicht wurde an dieser Realisirung gearbeitet; die Pestalozzi-Stiftung ist das erstgeborene Kind der jüngsten Loge in Hamburg, deren frische Jugendkraft sich übrigens in allen ihren Unternehmungen zu erkennen gibt. — Bei Hamburgs Frauenwelt fand die Idee der Pestalozzi-Stiftung eine besonders freudige Auffassung, das schöne Werk seine gedeihlichste Förderung. Scheint doch die waltende Vorsehung überhaupt den Frauen die neidenswerthe Rolle angewiesen zu haben, das werdende Geschlecht zu veredeln. Die Handarbeiten mannigfachster Art, welche Hamburgische Damen zum Besten der Pestalozzi-Stiftung anfertigten, hatten nach geschlossener Ausstellung ihr 5000 Mark eingebracht! Die jährlichen Beiträge, für deren Zeichnung sich ebenfalls, mit beredter Lippe, Frauen verwendeten, belaufen sich auf eine ungefähr gleich hohe Summe und noch anderweitig, z. B. durch ein von den edelsten Kunstkräften unterstütztes Concert, wurde die genannte Loge in den Stand gesetzt, zu Billwärdern an der Elbe, ein geräumiges Grundstück, mit Gärten und Wiesen anzukaufen. Es wurde für den beabsichtigten Zweck trefflich in den Stand gesetzt und befriedigte am Einweihungstage alle Besucher. In diesem Erziehungsinstitute geht die Sorge der Gründer, Erhalter und Lehrer dahin, daß die Jugend nicht an Leib und Seele verkrüppelt. — Dieferweg macht bekanntlich zu pädagogischen Zwecken eine Rundreise durch Deutschland; er ward hier von den Schulmännern mit vieler Liebe und Achtung aufgenommen; vor dem Hôtel St. Petersburg, wo er wohnte, brachte man ihm eine Nachtmusik.

Eine sehr drollige Geschichte macht hier jetzt viel von sich reden. Vorige Woche las man in den „Nachrichten“ die Dankfagung eines polnischen Grafen, welcher in einem Portefeuille die Summe von 100,000 Thln., nebst einen sehr werthvollen Brillantring, verloren und durch eine Demoiselle Clara Ottilie Leistemann, ohne jeden Anspruch auf Belohnung, wieder empfangen haben wollte! Der Dem. Leistemann wurde zugleich öffentlich ein Rendez-Vous zum 4. October 1847 im Hôtel de l'Europe am Jungferstiege gegeben, da der Graf sie nur einen Moment in der größten Bestürzung habe sprechen können. — Alle Welt schüttelte zweifelnd den Kopf bei dieser seltsamen Annonce; die Zahl der Gläubigen war nur im eigentlichen Volke zu finden, das noch jedes gedruckte Wort wie ein Stück Evangelium betrachtet. Inzwischen wußte man nicht, wohin die Fäden des zweifelsohne rein-industriellen Gewebes auslaufen soll-

ten. Man vermuthete durchschnittlich, der Graf Stanislaw Kunikoi sei ein ersunderischer Abenteuerer, der sich bei seiner Rückkehr einen weitreichenden Credit in Hamburg eröffnen wolle. Wäre es so gewesen, der Mann hätte sich sehr geirrt; kein echter Hamburger wird glauben, daß man den Werth von mehr als einer Viertelmillion im Taschenbuche, als Reisefasse bei sich trage und — ihn gar verliere. Die mythische und mystische Person des Grafen K. soll sich nun aber vor den scharfen Augen der neugierigen Polizei ganz in Nebel aufgelöst haben und statt ihrer die Figur einer Altonaischen Industrie-Mitterin hervorgetreten sein, welche jene Annonce veranlaßte, um auf den Ruf ihrer fabelhaften Ehrlichkeit und zu erwartenden Belohnung hin die Kassen Anderer auszubeuten. So ist uns gestern erzählt worden. Wäre aber der Sachverhalt dennoch ein anderer, ein realer, so würde Rabbi Akiba wiederum mit seinem Ausrufe Unrecht haben: „Alles schon dagewesen!“ — Eine Polizeisache möge auch diesen Brief schließen; es ist nämlich Sache der Gerechtigkeit gegen den hiesigen tüchtigen Beamten Mevius zu erwähnen, daß an allen von seinen angeblichen Vergehen, Verhaftung, Escortirung auf hier u. s. w. ausgesprengten Gerüchten auch kein wahres Wort gewesen. Privathass opponirte wider seinen Ruf. Leider gaben sich auch große politische Zeitungen, z. B. die Kölnische, obgleich ihr eine wahrheitsgemäße Berichtigung zugegangen sein sollte, zur consequenten Verbreitung jener Verleumdungen her. Wie stimmt überhaupt der gemeine Stadtklatsch mit der Aufgabe eines solchen politischen Organes?!

VI.

Preußen's Stellung zur auswärtigen Politik.

Aus Berlin.

Die Aufregung, welche in allen Theilen des politischen Lebens sich drohend immer weiter verbreitet, veranlaßt uns, einen Augenblick die Augen auf die politische Stellung unseres Vaterlandes zu werfen. Es ist seit dem Sturz der Napoleonischen Herrschaft die Fiction in den höhern Kreisen der Politik anerkannt worden, daß dies Gleichgewicht der Welt, wenigstens Europa's, durch das Uebergewicht von fünf großen Mächten erhalten werde, zu denen auch Preußen gehöre. Fragen wir nun, worin sich in den letzten Jahrzehenden diese Weltstellung Preußens geltend gemacht habe, so würde die Antwort schwer fallen. In den großen Fragen ist es unsers Wissens nur zweimal hervorgetreten, in dem Congreß, welcher mit Ausschluß Frankreichs die orientalischen Angelegenheiten erledigte, und bei der Occupation Krakau's. Bei dem ersten war es factisch in keiner Weise betheilig, für seine Interessen konnte es vollkommen gleichgültig sein, ob Mehemed Ali oder die Pforte in Syrien herrschte. Aber dieser nominelle Antheil an der Weltregierung hätte es leicht in Conflict gebracht, die es allerdings sehr persönlich betheilig haben würden; denn die Franzosen hatten nicht übel Lust, den Groll über ihre diplomatische Niederlage im Orient an den preußischen Rheinprovinzen auszulassen. Was hätte wohl das preußische Volk dazu gesagt, wenn es für den Sultan Abdul Meschid sein Blut hätte vergießen müssen! — Die Occupation Krakau's ferner war ein Act, der Preußen einerseits nur Schaden brachte, andererseits als ein Fehdehandschuh betrachtet wurde, den das absolutistische Europa dem constitutionellen vor die Füße warf. Uebersetzen wir gegenwärtig die politische Stellung Preußens zum Auslande, so finden wir, daß es nirgend von Einfluß ist. Es wird sehr vielfach gehaßt, nirgend gefürchtet und nirgend geliebt.

Seine nächsten Bundesgenossen sind Rußland und Oesterreich, eine heilige Allianz, in welcher die Stimme des schwächsten der drei Verbündeten ziemlich ungehört verhallt.

Orenzboden. III. 1847.

Eine gemeinsame Schuld verknüpft sie, die Zerstückerung Polens. In keinem der drei Staaten ist der Haß gegen das erobrende Volk so lebhaft, als in Preußen. Rußland besitzt die Energie, seinen Antheil an Polen gradezu als eroberte Provinz zu behandeln; Oesterreich ist so gestellt, daß es bei etwaiger Wiederherstellung der polnischen Nationalität den Verlust Galiziens verschmerzen könnte, ohne empfindlich verletzt zu werden. Preußen könnte das nicht; seine geographische Zerstückerung würde durch den Verlust Posen's noch fühlbarer; und doch hat es weder die Kraft gehabt, das Vertrauen seiner polnischen Unterthanen zu gewinnen, noch sie zu unterwerfen. Noch immer verschmähen es die Polen, sich am Staatsleben, selbst im liberalen Sinn zu betheiligen; noch immer fühlen sie sich als eine fremde Nation, die ihre Unterdrücker um so mehr haßt, da sie ihnen eine größere Bildung nicht absprechen kann. Preußen schwankt zwischen zwei entgegengesetzten Systemen, um die Gunst der Polen zu buhlen, und sie unter die Füße zu bringen. Eine kurze Zeit, unter Flottwell's Präsidium, versuchte es mit Energie das letztere; Graf Arnim, sein Nachfolger, ging sogleich zu dem ersten System über. Ein Schwanken, das nur unheilvolle Folgen haben kann.

Die Verbindung mit Rußland und Oesterreich kettet uns an das absolutistische System, dem die jugendliche Kraft des Volkes mehr und mehr entwächst. Dafür verschließen uns beide Staaten ihre Grenzen, Rußland drückt den Handel unsrer östlichen Provinzen zu Boden, Oesterreich hält entschiedener als je an seinem Absperrungssystem fest. Es ist nicht ein einziges Interesse, welches uns dieses Bündniß werth macht, es sind doctrinäre Sympathien, oder wenn man genauer zusieht, alte Traditionen. Haben wir mit unserm feindseligen Nachbar, mit Dänemark, einen Strauß, so wird unser Freund Rußland nicht säumen, unsre Gegner zu unterstützen. Sollte es der Regierung wirklich einmal einfallen, eine constitutionelle Verfassung einzuführen, Pressfreiheit zu geben u. s. w., so können wir sicher sein, daß von Seiten unserer Allirten im Süden und im Norden sich Reclamationen erheben werden.

Die Punkte, welche in diesem Augenblick vorzugsweise die Aufmerksamkeit der europäischen Politiker beschäftigen, sind die Schweiz, Italien und Spanien. Bei dem letztern haben wir unmittelbar nicht das geringste Interesse, wir hätten nur die Aufgabe, unsre Handelsbeziehungen sicher zu stellen. Statt dessen verharren wir, als getrene Schatten Rußlands und Oesterreichs, in vornehmem resignirtem Schweigen, und herauben uns dadurch jeder bestimmten Stellung. In der Schweiz ist seit langer Zeit einmal das ernste Bestreben vorhanden, die gesetzliche Anarchie, welche so lange die Entwicklung der Freiheit gehemmt hat, energisch aufzuheben; Oesterreich, das ein Interesse an der Blüthe des Katholicismus hat, Frankreich, dem es darauf ankommt, seinen Nachbar so ohnmächtig als möglich zu sehen, treten diesem Bestreben entgegen und suchen die alte Anarchie zu stützen; wir haben nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Beispiel zu folgen, und Drohbriefe an die Schweizer Behörden zu erlassen, die keinen andern Erfolg haben können, als unsern Namen in der Republik verhaßt zu machen. Es wäre nun die höchste Spitze unsrer principiellen Consequenz, wenn wir es in Italien eben so machten, wenn wir, der erste protestantische Staat Deutschlands, etwa im Einverständnis mit Oesterreich dem Haupt der katholischen Kirche Vorstellungen machen wollten, er solle Alles beim Alten lassen, und sich aller liberalen Neuerungen enthalten.

Preußen besitzt seine Stellung als fünfte Weltmacht nicht natürlich, es hat sich nur künstlich zu dieser Höhe heraufgeschraubt. Das kleine Land erliegt unter der Last der Anstrengungen, welche diese Fictio'n zur unausbleiblichen Folge hat, ohne etwas Positives damit zu erreichen. Indem es mit eingebildeter Wichtigkeit nach allen Seiten

hinblickt, am meisten nach denjenigen, die es am wenigsten angehen, verschmäht es, seine Augen auf die Punkte zu wenden, die ihm zunächst liegen.

Preußen kann sich nur dann zu seiner wahren Bedeutung erheben, wenn es seine Schranken anerkennt, und innerhalb seines eigentlichen Kreises seine Thätigkeit concentrirt; wenn es von der schwindelnden Höhe, auf der es vergebens zu athmen versucht, herabsteigt, wenn es aufhört, eine europäische Großmacht sein zu wollen, und sich auf die edle Stellung einer deutschen Großmacht beschränkt. Aber selbst die kleinen deutschen Staaten rivalisiren mit Preußen, so lange der Druck der verkümmerten Bureaucratie auf ihm lastet, so lange wir bei allem Bewußtsein einer höhern Intelligenz jenen Staaten den Ruhm einer höhern politischen Entwicklung zugestehen müssen. Von unten müssen wir anfangen, uns selbst müssen wir regeneriren, damit erst alle Kräfte, die wir haben, zu ihrem Rechte kommen; damit wir dann in rechtlicher Freiheit unserer Nation als Vorbild voranleuchten. Ist das geschehen, so wird unser materielles Uebergewicht die deutschen Brüderstaaten nicht mehr zur Eifersucht reizen, und im wirklichen Bunde, in der wirklichen Durchdringung mit ihnen werden wir auch in Europa die Stellung wieder erringen, die bei unserer jetzigen Isolirtheit nur wie ein eitler Spott über uns selbst ausfliehet.

Neufölln.

VII.

Notiz.

Ein Buch: Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur.

— In dem so eben erschienenen trefflichen Buche „Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur,“ auf das wir ausführlicher zurückkommen werden, finden wir folgende interessante Parallele: „Es wird nicht uninteressant sein, Friedrich den Großen und Joseph, welche als die großen Beförderer der Aufklärung gelten, hier als Ordner der Preßverhältnisse zusammenzustellen. Friedrich war bei seinem Regierungsantritte jeder geistigen Bevormundung von Herzen gram — er war es jedoch, der später eine umfassende, ja widerstimmige Censur in Preußen einführte, wo bisher das königliche General-Directorium jede allgemeine Censur in würdiger Weise ablehnte. Die in Berlin erscheinenden zwei Zeitungen, und theologische Schriften waren unter Friedrich Wilhelm I. einer gewissen Aufsicht unterworfen (Vergleiche: Preuß: Friedrich der Große und Hesse: die Preussische Preßgesetzzeitung). Besondere Censurvorschriften wurden nicht bekannt gemacht, bis auf eine v. 6. März 1709, die für die königlichen Residenzen bestimmt war, aber nicht zur Ausführung kam. Hatte doch noch Friedrich I. eine ihm am 20. September 1732 vom auswärtigen Departement unterbreitete Verordnung über eine Censur politischer Schriften mit der Randglosse: „Was ist das?“ zurückgewiesen. Dagegen fand Joseph das Institut der Censur als altergrau und gegen jede freie geistige Bewegung gelehrt, in seinen Staaten vor, und gestattete eine Freiheit der Bewegung, wie sie sonst nirgends bei der Censur getroffen ward. — Friedrich verordnete (1747), daß alle in der preussischen Monarchie zur Drucklegung bestimmten Producte, Gedichte und Leichenreden nicht ausgenommen, nach Berlin in die Censur gesendet werden sollen, und nahm diese Verordnung erst dann zurück, als aus allen Provinzen dagegen Klagen einliefen. — Joseph verwies nur Werke von Bedeutung nach Wien, nicht aus Argwohn, sondern aus Vorsorge, weil sie unter den Augen des Monarchen am schonendsten behandelt wurden. Und Joseph stieß eben in seinen hochherzigen Bestrebungen, die alten Fesseln zu brechen, auf heftigen Widerstand, der ihn nicht wankend machte. — Friedrich wollte der Presse kein freies Urtheil über den Staat gestatten; alle Aufsätze und Schrif-

ten in publicis mußten dem Kabinetministerium vorgelegt werden, das über die Druckbewilligung zu entscheiden hatte (Reskript vom 21. März 1741, Verordnungen vom 7. Juni 1746 und 7. October 1758). Bücher und Schriften, „welche den Statum publicum des deutschen Reichs, des königlichen Hauses, die Gerechtsame der preussischen Länder angehen, nicht weniger, wobei auswärtige Puissancen und Reichsstände interessiret sind,“ mußten zuvörderst an das Departement der auswärtigen Sachen „zur Approbation“ eingesendet werden. Joseph schützte wissenschaftliche Schriften, und nicht bloß jene, welche sich in dürre Stubengelehrsamkeit vertiefen. Er glaubte nicht an den beschränkten Unterthansverstand, oder an Wissenschaften, die vom öffentlichen Leben abgeschnitten waren. Kritiken über den eigenen Staat oder fremde Regierungen wurden durch den unvergleichlichen Paragraph 3. besonders begünstigt. — Friedrich beengte Zeitungen sehr, obgleich er bei seinem Regierungsantritte dem Berlinischen Zeitungschreiber unbeschränkte Freiheit zu lassen befahl, „in dem Artikel Berlin zu schreiben was er will.“ Die Zeitungen verloren diese Freiheit bald, und die Spener'sche Zeitung verwandelte bereits 1743 ihren Wahlspruch: „Wahrheit und Freiheit“ mit dem vielleicht ironischen: „Mit königlicher Freiheit.“ An Zeitungsverboten fehlte es nicht; so wurden 1778 die in Brüssel und Köln herauskommenden französischen Zeitungen und die Frankfurter Oberpostamtszeitung bei 50 Dukaten Strafe verboten. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek mußte, um dem Censurdrucke zu entgehen, im Auslande ein Asyl suchen. — Joseph schlug auch hier eine ganz andere Bahn ein; eben weil er die öffentliche Meinung rasch vernahmen wollte, befahl er, Zeitungen nur ganz kurz zu untersuchen, und gab sich den Anschein, als ob er ihnen keine Wichtigkeit beilege. Verbote fremder Zeitungen, die im Inlande einen Lesekreis hatten, waren unter Joseph gar nicht bekannt. Friedrich unterwarf auch jene Schriften, welche seine Unterthanen im Auslande zum Druck befördern wollten, der inländischen Censur, und muthete den Buchhändlern, welche anstößige, im Auslande verlegte, Bücher verkauften, zu, um der fiskalischen Strafe zu entgehen, eidlich zu erhärten, „wie ihnen unwissend gewesen, daß darinnen etwas wider die Religion oder gute Sitten enthalten sei.“ Edict vom 11. Mai 1749. — Joseph kettete weder seine Unterthanen, wenn sie ihre Schriften außerhalb des Landes in Druck geben wollten, an die inländische Bevormundung, noch fiel es ihm ein, einen so gefährlichen Eid zu verlangen. Friedrich verurtheilte den Buchdrucker Müdiger zur Festungsstrafe, weil er eine Schrift des Dr. Pott gedruckt hatte, in welcher die christliche Religion angegriffen war. Der König, der bei dieser Veranlassung erklärte (14. April 1748), er werde in ähnlichen Fällen keine Begnadigung stattfinden lassen, gestattete später gerade den auf den Umsturz der alten Kirchenlehre gerichteten Schriften, die in Deutschland nirgends öffentlich verkauft werden durften, seinen besondern Schutz. Joseph verurtheilte Niemand zu einer empfindlichen Strafe wegen Pressfreveln, 24 Dukaten war die höchste Strafe. Er ließ nur jene theologischen Schriften verbieten, welche die christliche Religion systematisch angreifen, und blieb sich treu. Jener gab seine Versuche nicht auf, die Presse zu fesseln; was er 1749 verordnete, bestätigte er 1772. Joseph kämpfte beharrlich, stets neue Begünstigungen zu gewähren. Friedrich verordnete, daß die Schriftsteller den Censoren für ihre Mühewaltung nebst einem Freiequiplare ein „Douceur“ von zwei Groschen für den Bogen entrichten sollen. Joseph legte keine so seltsame Zahlungspflicht auf, er machte vielmehr die Landesstelle für die Refurskosten verantwortlich, wenn ihr Urtheil umgestoßen wurde. Die preussische Censur war ein Gemisch von Fach-Facultäten-, gewöhnlicher Bureau- und auch Ministerial-Censur, was bei der Josephinischen sorgsam vermieden war. Die eine Gesetzgebung zeichnet sich durch ihr Mißtrauen, die andere durch hochherziges Vertrauen aus. Friedrich's einziges Verdienst auf diesem Gebiete war, daß er endlich die Uebertretung seiner Gesetze bei größern Schriften duldete, so daß eine faktische Pressfreiheit bestand, die sich freilich auf die Tagespresse nicht erstrecken durfte.“